Ein

Horaz-Jubiläum.

Von

Lucian Mueller.

Als Manuskript gedruckt.

Berlin.
Bei S. Calvary u. Comp.
1892.

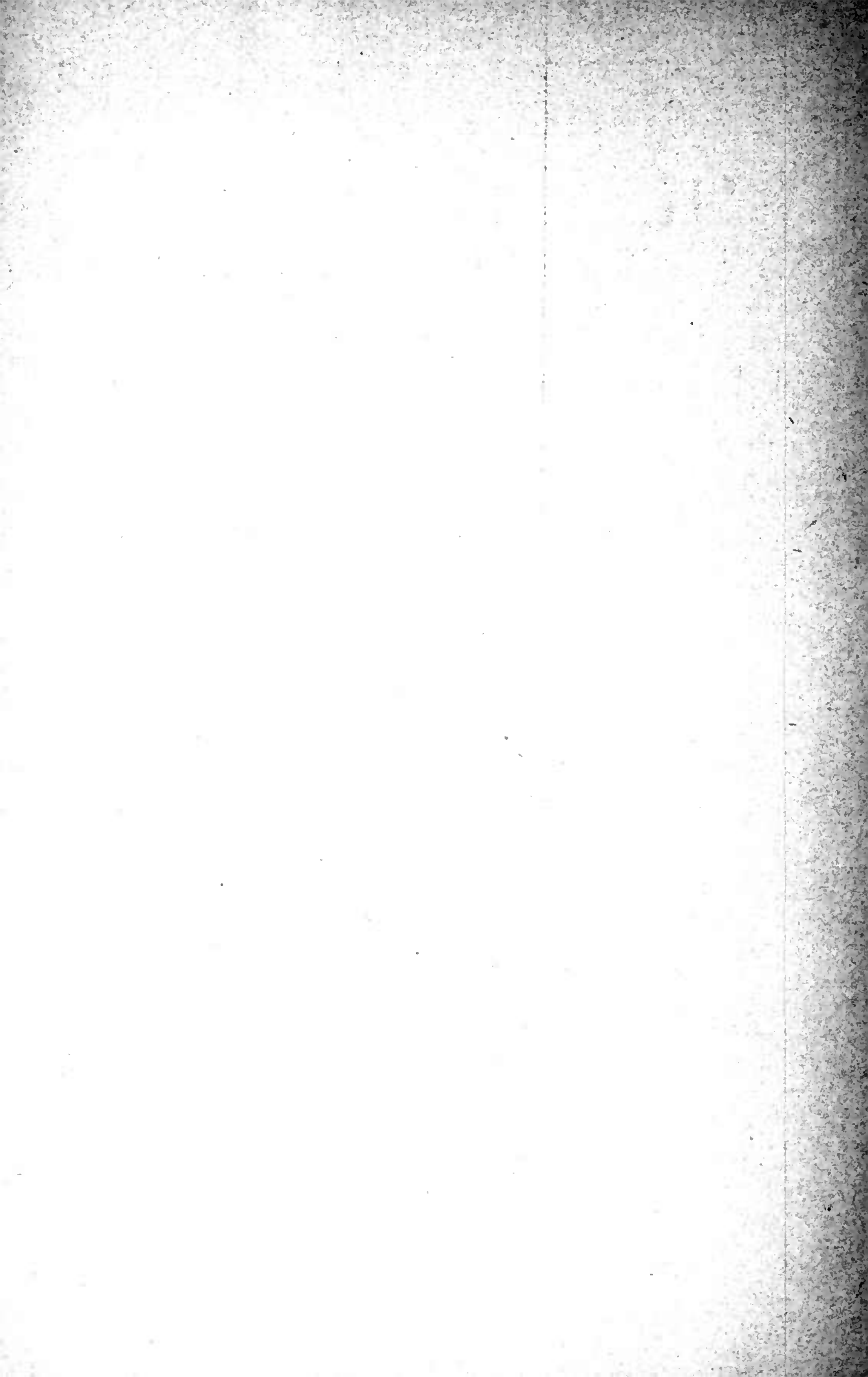
Ein Horaz-Jubiläum.

Von

Lucian Mueller.

Als Manuskript gedruckt.

Berlin.
Bei S. Calvary u. Comp.
1892.



Unsere Zeit ist die Zeit der Jubiläen. Nicht bloss, dass man die Denktage alter, längst vergessener Grössen emsig hervorsucht und, möglichst von Rost oder Wurmstichen gesäubert und modisch aufgeputzt, feiert — auch die Lebenden sind, entsprechend der heutigen Genusssucht, nicht selten geneigt, den Beifall der Nachwelt vorweg zu nehmen, manche um so eifriger, je mehr sie Grund haben dem Urtheil künftiger Geschlechter zu misstrauen, da falscher Ruhm selten die Bahre überdauert.

In einigen Ländern hat deshalb sogar die Hohe Obrigkeit dem allzu frühzeitigen Jubiliren ihrer Beamten gesetzliche Schranken gesteckt. — Indessen keine Macht der Welt kann es hindern, wenn ein Kritiker, der sich lange Zeit eifrig und nicht erfolglos mit einem Schriftsteller beschäftigt hat, an einem Wendepunkt seiner Studien zugleich mit einer runden Jahreszahl angelangt, in der Erinnerung die Lustren, die er seinem enfant chéri gewidmet hat, zurückruft und die Erlebnisse und Bestrebungen vieler Jahre wieder einmal Revue passiren lässt.

Damit komme ich zugleich entgegen den Wünschen derer, die mich oft ersuchten, etwas über mein Leben zu veröffentlichen. Ich hielt die Begebnisse desselben, die sich im wesentlichen nicht viel von denen der meisten Gelehrten ähnlicher Gesinnungen unterscheiden, nicht für wichtig genug, um auf sie die Stunden meiner Musse zu wenden, wenigstens so lange mir die Kraft blieb, wissenschaftliche Fragen zu behandeln. Das Leben der ächten Gelehrten sind hauptsächlich und sollen sein ihre Werke; und ich darf hoffen,

dass die meinigen einmal nicht ungünstig für ihren Urheber zeugen. Immerhin wird die folgende Skizze gute Dienste leisten, um manche Irrthümer und Unklarheiten über meine Persönlichkeit zu zerstreuen, besonders auch an meinem Wohnort St. Petersburg. — Will ein Gelehrter in hiesiger Stadt die ihm gegebene Musse auf eine für die Wissenschaft fruchtbare Weise ausnutzen, so muss er sich aus der Gesellschaft, deren Strudel ihn leicht verschlingt, thunlichst zurückziehen. Diesen Grundsatz habe ich denn auch, seit ich mir einen eigenen Hausstand gegründet, streng befolgt. Ohne ihn hätte ich nicht die Hälfte der von mir verfassten Werke vollenden können. Andererseits haben ihn gewissenlose Leute benutzt, um über mich verschiedene Unwahrheiten und Verläumdungen auszugiessen, die nun endlich ihre Abfertigung erhalten.

Indess widerstrebt es mir, mit meinen, wie bemerkt, ziemlich bescheidenen Erlebnissen Geld zu verdienen. Deshalb lasse ich dies Schriftchen auf meine Rechnung abdrucken, und ist dasselbe zunächst nur zur Vertheilung an Freunde und Bekannte bestimmt. Doch habe ich eine Anzahl Exemplare der Calvary'schen Verlagshandlung übergeben; und diese wird die Güte haben, etwaigen Nachsuchenden einen Abdruck kostenlos zu übermitteln. Eine ausführlichere Lebensbeschreibung ist, wenn überhaupt, erst dann zu gewärtigen, wenn einst mir, im Greisenalter, selbständig die Wissenschaft zu fördern *frigidus obstiterit circa praecordia sanguis.* Dann führe ich möglicherweise diese Skizze weiter aus und erspare mir damit einen Biographen (falls sich überhaupt ein solcher findet) und das in philologischen Biographien so häufige Unwesen, den Geschilderten entweder gedankenlos zu vergöttern oder kleinlich zu benörgeln.

Dadurch, dass dies Büchlein nicht verkäuflich gestellt, nur für einen besonderen Kreis bestimmt ist, hoffe ich zugleich alle naseweisen und unbefugten Kritiker fern zu halten. — Zunächst könnten diese Halloh schreien, dass ich mich überhaupt mit Horaz vergleiche. Solches geschieht aber, wie

F. A. Wolf bei eben diesem Vergleich zu sagen pflegte, *excepto ingenio.* Es wäre ja auch einfach abgeschmackt, wenn ein Mann der Wissenschaft seine Leistungen mit den so verschiedenartigen, für ein ganz anderes Publikum bestimmten, eines Dichters vergleichen wollte. Was dagegen mein spezielles Fach angeht, die philologische Kritik, so würde es vielleicht für Horaz unbequem sein, mit mir verglichen zu werden, da seine auf die Poesie des älteren Rom bezüglichen Satiren und Episteln in jenem Gebiet gar manche Mängel zeigen.

Der schon vorher angedeutete Anlass dieses Schriftchens ist folgender.

Im Sommer d. l. Jahres sind acht Lustra verstrichen, seit ich mich zuerst auf dem Gymnasium mit Horaz zu beschäftigen anfing. Diese Beschäftigung habe ich seitdem nie unterlassen, theils aus Neigung, theils aus Pflicht, insofern mir seit vielen Jahren obliegt, den Dichter Studenten, zuweilen auch Gymnasiasten zu erklären, so dass ihm ein namhafter Theil meiner Lectionen angehört. Und wie weit sich auch oft meine Arbeiten von Horaz entfernten, ich kehrte immer wieder, gleichsam von magischer Gewalt getrieben, zu ihm zurück.

So darf ich ohne Unbescheidenheit behaupten, dass unter den lebenden Gelehrten sich schwerlich jemand länger und eifriger mit Horaz befasst hat als eben ich. Dafür zeugt die viermalige Ausgabe seiner Werke bei Teubner, die früher zu Oden und Epoden, gegenwärtig zu Satiren und Episteln veröffentlichten Commentare, seine Biographie, die Analyse seiner Metrik, eine Menge kleinerer, auf eben denselben bezüglichen Artikel.

Nunmehr jedoch entsage ich, von andern Plänen vollauf in Anspruch genommen, weiterer Beschäftigung mit dem alten Freunde, soweit nicht meine Vorlesungen oder neue Ausgaben meiner Werke solche unumgänglich fordern.

Nunc arma defunctumque bello
Barbiton hic paries habebit.

Feierlich bitte ich zunächst den Horaz um Entschuldigung für alles Üble, das ihm etwa meine kritische oder exegetische Thätigkeit zugefügt. Ich glaube, diese Bitte ist nicht unnütz. Hat doch selbst ein Bentley nachweislich an hunderten von Stellen den Sinn seines Dichters missgedeutet. Wie sollte es Andern besser gegangen sein? Und falls ich weniger oft gefehlt habe als Bentley, ist der Grund wohl nur der, dass ich weniger gewagt. — Doch nun zu Wichtigerem!

Wenn sonst das Verhältniss des Kritikers zu dem Autor, den er behandelt, meist ein rein wissenschaftliches, oft durch Zufälligkeiten bedingtes ist, so liegt die Sache hier anders.

Seit vielen Jahren zog mich eine besondere Sympathie, eine gewisse Geistesverwandtschaft zu dem Sohne des Freigelassenen von Venusia hin, reizte mich meinen Geist immer tiefer in sein geistiges Leben zu versenken; und dies Streben ward reichlich belohnt. Wenn Horaz wirklich meinen Bemühungen manches zu danken hat für das tiefere Verständniss seiner Werke, so tritt dies sehr zurück gegen die Verdienste, die er sich um mich erworben hat.

Die Unermüdlichkeit der Arbeit, jenen Eifer des Schaffens, der, ich darf es kühn sagen, selbst meinen Feinden (natürlich nur den anständigen) imponirt hat, danke ich der in guten und bösen Tagen stets gleich gebliebenen Ruhe und Heiterkeit meines Sinnes. Diese Eigenschaften nun wurden zwar nicht geweckt, aber doch befestigt durch das unausgesetzte Studium eines Dichters, der die Ruhe des Gemüthes für das höchste Gut des Menschen erklärt, kostbarer als alle Schätze des Weltalls, der aber auch zugleich räth, das Leben nicht zu ernst zu nehmen, sondern sich mit gewissenhafter Nutzung des von der Natur gespendeten Pfundes, mit treuer Erfüllung der von den Verhältnissen aufgelegten Pflichten, mit verständigem Genuss des Vorhandenen zu begnügen.

Laetus in praesens animus quod ultrast
Oderit curare et amara lento
Temperet risu; nihil est ab omni
Parte beatum.

Ich wurde schon in der Jugend viel umhergeschleudert. Erst in Berlin fasste ich festen Fuss. Dort empfing ich abgesehen von einem (1855—56) auf der Universität Halle verbrachten Jahre meine gelehrte Bildung (1846—61). Entscheidend war für mich die im Herbst 1846 erfolgte Aufnahme in das Joachimsthalsche Gymnasium. Dasselbe hatte grade eine Blüthe, wie nie vorher und nachher. Eine Menge ausgezeichneter Kräfte wirkten dort, darunter manche, die damals oder später in der gelehrten Welt eines europäischen Rufes genossen. Wohl basirte die Bildung, die man dort empfing, ähnlich wie in Schulpforta, überwiegend auf dem gründlichen Studium der klassischen Sprachen. Allein unsere Lehrer waren meist derart, dass sie selbst den schon damals unter den Schülern nicht seltenen Gegnern dieser Richtung Achtung und Gehorsam abnöthigten; die Erziehung war im besten Sinne des Wortes liberal. Da ist zunächst A. Meineke zu nennen, gleich ausgezeichnet durch tiefe Gelehrsamkeit, elegantes Urtheil, genialen Scharfblick; dann O. Seyffert, einer der gründlichsten und zugleich geschmackvollsten Kenner seines Lieblings Cicero, doch nicht minder bewandert in den römischen Dichtern, der tiefgelehrte und vielseitige J. Muetzell, der feinsinnige K. Passow, ein Bruder des Lexicographen, der gefeierte Historiker W. Giesebrecht. Die Inspection der Pensionäre (Alumnen genannt), zu denen ich seit Herbst 1849 zählte, hatte L. Wiese, dem nachher lange die Leitung des höheren Schulwesens in Preussen anvertraut war. Solche Männer waren dort thätig, und ich darf rühmen, mich ihrer persönlichen Gunst erfreut zu haben, von ihnen einstimmig zum Studium der klassischen Philologie ermuntert, dabei mit Rath und That gefördert zu sein.

Noch erwähne ich unter den damaligen Lehrern zwei zwar wenig in der Wissenschaft hervorgetretene, aber doch sehr nennenswerthe, auch für meine Geschicke wichtige Persönlichkeiten, den Oberlehrer Teuber und den Professor Conrad, von uns (wer weiss, warum?) Piep genannt.

Der erste war von einer Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, die manchem heutigen Pädagogen völlig unverständlich sein dürfte. Dass dabei etwas Pedanterie, Herbheit und Einseitigkeit unterlief, kann nicht befremden. Wir verziehen es aber gern, weil wir sein Wohlwollen für alle Schüler, sowie sein strenges Gerechtigkeitsgefühl zu würdigen wussten. Mir persönlich war er ein treuer Wächter und Gönner, dem ich viel Gutes (auch in wissenschaftlicher Beziehung) zu danken habe.

Der andere war nicht Lehrer der klassischen Sprachen, ihnen auch wohl nicht besonders geneigt, sondern vertrat die Mathematik, Geometrie und Naturwissenschaft. Er war ein so ausgezeichneter Pädagoge, wie ich kaum einen zweiten gesehen habe. Obwohl in den obersten Klassen fungirend, wo man mit Strafen und Strafpredigten allein nicht durchkommt, und in soweit im Nachtheil, als im Joachimsthal die alten Sprachen sehr vor den modernen Wissenschaften bevorzugt wurden, wusste er durch Scharfblick in der Charakterschätzung, durch Spott und Ironie die unbegabtesten oder trägsten Schüler soweit zu bringen, dass sie, wenn auch widerwillig, doch mindestens den gesetzlichen Anforderungen nachkamen. So auch meine Wenigkeit. Nachdem ich mehrmals mit ihm Conflicte gehabt hatte, nahm ich mich so zusammen, dass ich zuletzt einer der besten Mathematiker wurde. Ja, hätte mich diese Wissenschaft nicht dadurch abgestossen, dass bei ihr Gemüth und Phantasie zu wenig Rechnung finden, wäre ich ihr vielleicht zeitlebens treu geblieben. Doch wie es so geht: Vorurtheile schwinden nicht leicht, und nach einem solchen galt ich seit lange zwar als ein sehr guter Lateiner, aber als ein sehr schlechter Mathematiker. So betrachtete es auch Conrad mit Misstrauen, dass meine schriftliche Arbeit beim Abiturientenexamen zu den besten gehörte, und auf meinem Zeugniss war das Urtheil, das er mir, diesmal von seinem Scharfblick verlassen, ausstellte, das am wenigsten günstige von allen. Dies letzte ist dem längst entschlafenen Manne gern verziehen; feierlich

erkläre ich aber, dass ich mir bei jenem Schriftstück durchaus nicht habe helfen lassen.

Uebrigens hatte er trotzdem, und obwohl er meine Vorliebe für Latein und Griechisch kannte, für mich ein besonderes Interesse. So ermahnte er mich einmal eindringlich, praktisch zu werden; denn sonst könnte es mir im späteren Leben passiren, dass ich an den Bettelstab käme. Das ist nun freilich nicht der Fall gewesen. Doch habe ich oft schmerzlich die Wahrheit jenes Vorwurfs gefühlt, und gar manchmal hat mir dieser Fehler Schaden gebracht. Da jedoch mit der praktischen Gesinnung nicht selten unsaubere Praktiken verbunden sind, so habe ich die Sache nie zu tragisch genommen. — Besser als Ehrenmann im Verborgenen denn als *„homo nauci“* in Ehren!

Gesteigert wurde übrigens jener Mangel durch ein Uebel, das etwa eben so alt ist als meine Beschäftigung mit Horaz, eine häufige Benommenheit des Kopfes, die mich weniger bei wissenschaftlichen Arbeiten störte als beim Ergreifen und Ausführen von Entschlüssen, oft mein Vertrauen zu mir selbst lähmte, mich befangen, menschenscheu und grüblerisch machte, um so mehr als ich schon so von je nur zu sehr zu abstraktem, von jeder Realität absehendem, gern an arithmetischen Formeln haftendem Denken geneigt war.

Uebrigens habe ich auch manche unangenehme Erinnerungen an das Joachimsthalsche Alumnat. Ich bin überhaupt der Meinung, dass Eltern ihre Kinder nie in Pension geben sollten, falls dies irgendwie zu meiden ist. Ausser andern, allen ähnlichen Anstalten nothwendig anhaftenden Mängeln und der leider vom deutschen Geist unzertrennlichen Neigung zu Cliquen und Coterien pflegen die ältern und stärkern Schüler oft die jüngern und schwächern zu tyrannisiren. Dies habe auch ich erprobt, obwohl ich andererseits viel Liebe und Zuneigung seitens meiner Commilitonen genoss. Einzelne wurden freilich nur dann gegen mich freundlich, wenn wir einen lateinischen Aufsatz zu machen hatten.

Während ich in der frühesten Jugend wenig Neigung

und Eifer für das Latein zeigte, änderte sich dies gründlich auf dem Joachimsthal, theils durch den Einfluss so vieler trefflicher Lehrer, theils durch einen Zufall. Der Anfang war zwar nicht günstig. Ich machte in meinem ersten Extemporale 10 Fehler, was mir seltsamerweise durch einen Traum prophezeit war. Bald aber kam es besser. Es war mir nämlich beim Eintritt in die Anstalt zufällig die grosse Zumptische Grammatik in die Hände gekommen, die dort erst in den höhern Klassen benutzt wurde. Das zwar etwas breitschweifig und unpraktisch angelegte, aber gründlich gelehrte Buch fesselte mich durch seinen gemüthlichen Ton und die Menge interessanter Beispiele. Ich las es von Anfang bis Ende vielemal, was sonst nur bei sehr wenigen Schriften der Fall gewesen. So gelangte ich vor der gesetzlichen Zeit zu einer tiefern Kenntniss des Latein, die bald durch vielseitige, wenn auch nicht methodisch geregelte, Lectüre der römischen Schriftsteller verstärkt wurde, und es dahin brachte, dass ich diese Sprache schon auf dem Gymnasium fast wie die Muttersprache handhabte. Dabei wurden allerdings mehr die Historiker und die Autoren der silbernen Latinität berücksichtigt als Cicero; was auf meinen Stil nicht ohne Einfluss geblieben ist. Seyffert sah mir dies nach, weil er wusste, dass meine, von seinen Grundsätzen abweichende, bisweilen etwas buntscheckige Latinität nicht aus den Wörterbüchern zusammengestoppelt, sondern das Resultat selbständiger Belesenheit war. — Ohne dass ich das Griechische vernachlässigt hätte, stand es doch stets bei mir in zweiter Reihe, so wenig ich auch den Spruch des Lipsius *„graecas litteras decoras esse erudito, necessarias non item“* mir anzueignen vermochte. Trotz der hohen Vortrefflichkeit der griechischen Litteratur führte mich zu der minderwerthigen römischen immer wieder die Erwägung zurück, dass das Latein durch den Einfluss, welchen die weltbeherrschende Roma bis zur Stunde auf Glauben, Sprache und Sitte Europas ausübt, für die Gegenwart wichtiger, sein Studium erspriesslicher sei als beim Griechischen der

Fall ist. Nicht minder freilich wirkte der, so zu sagen, mathematisch geregelte, arithmetisch proportionirte Bau der lateinischen Sprache und Metrik, da beides meiner Veranlagung sehr verwandt war.

Während ich für Musik weder Neigung noch Begabung zeigte, war Metrik und Prosodie mein Steckenpferd. Ich scandirte die Hexameter in Ovids Metamorphosen ohne eine Ahnung von ihren Gesetzen. Schon in ganz jungen Jahren machte ich einmal, zum nicht geringen Gaudium der Mitschüler, einen Lehrer aufmerksam, dass Metam. I, 239 in den Worten *idem oculi lucent „idem“* nicht, wie er unserm Tertianerverstand begreiflich zu machen suchte und an sich möglich war, beliebig als Nominativ des Masculinums oder Accusativ des Neutrums gefasst werden könne, insofern das *i* im Accusativ kurz sei. Jene Fertigkeit ward vermehrt durch häufige Uebung im lateinischen Versificiren, das auf dem Joachimsthal nicht gefordert wurde, aber in M. Seyffert einen allzeit geduldigen und verständnissvollen Helfer fand. So kann es nicht verwundern, dass ich i. J. 1856 eine von der Berliner Universität aufgestellte Preisaufgabe über des Lucrez Sprache und Metrik in die Hand nahm, aus welcher später das Werk *„de re metrica poetarum Latinorum praeter Plautum et Terentium“* entstanden ist, mit dem ich meinen philologischen Namen begründete. — Da ich die Philologie niemals kleinkrämerisch betrieb, entwickelte sich aus der grammatischen, metrischen und auf Herstellung der Texte gerichteten Thätigkeit von selbst die litterarhistorische. Mein fünfjähriger Aufenthalt in Holland (1862—67), dann meine Thätigkeit in Russland und vielseitige Praxis in allen Arten des Unterrichts gaben den Anlass zu den Schriften, die sich auf Geschichte und Methodik der klassischen Philologie und Pädagogik beziehen, wobei der Einfluss Böckhs und Bernhardys, die meine Lehrer waren, nicht zu verkennen ist. Daneben verfasste ich, schon um geistig frisch zu bleiben, was bei der einseitigen Beschäftigung mit dem Fachstudium selten gelingt, zahlreiche Aufsätze, auch nicht philo-

logischen Inhalts, in populärer Darstellung für Zeitungen und Zeitschriften. Doch sind diese grossentheils anonym erschienen.

Ueber meine kritische Methode ist in der Biographie Ritschls gesprochen. Im allgemeinen schliesst sich diese den Grundsätzen der anerkannten Meister, Bentley, N. Heinsius, Wolf, Lachmann, Madwig, Cobet u. a. an, doch nicht ohne gewisse Vorbehalte und Besonderheiten. Dabei kann ich nicht verhehlen, dass mir die besten Gedanken viel seltener auf dem Wege streng methodischer Forschung als durch augenblickliche Anschauung und plötzliche Offenbarung gekommen sind. Auch meine systematischen Werke sind selten aus einem vorher genau festgestellten Plan hervorgegangen; öfters war die Ausführung das Resultat vieler sich allmälig corallenartig zusammenschliessenden Beobachtungen und Entdeckungen im Detail. Es mag dies mancher Gelehrter missbilligen, der in der Befolgung strengster Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit das einzige Heil für gelehrte Forschung erblickt. Immerhin aber zeigt das oben erwähnte Factum, dass ich der inductiven Methode, der einzig richtigen für die Wissenschaft, stets getreu geblieben bin.

Als ich (Ostern 1854) das Studium der klassischen Philologie zum Lebensberuf wählte, leitete mich neben der im Joachimsthal gegebenen Anregung zugleich das allgemein menschliche Interesse, welches die ganz eigenartige, für die Geschichte der gesammten Menschheit ewig bedeutsame Entwicklung zweier so hochbegabten Völker, wie die alten Griechen und Römer waren, jedem denkenden Geiste einflössen muss. Ich wollte deshalb zunächst Geschichte mit Philologie verbinden, fand dies aber bald wegen des Umfangs jeder einzelnen dieser Wissenschaften unausführbar. Nicht minder jedoch wirkte auf meinen Entschluss die auch heut noch feststehende Ueberzeugung von der höheren Schönheit der antiken Poesie, von der grössern Kunst des klassischen Schriftenthums in Sprache und Metrik. Dieser zuletzt genannte Vorzug dürfte auch von Andern nicht bestritten werden. Weshalb ich grade die Römer bevorzugte, ist oben gezeigt.

Es ist hier nicht der Ort, über Werth und Vorzüge der klassischen Studien zu handeln. Auch wüsste ich kaum darüber mehr eigenes zu sagen, als was ich in der Geschichte der niederländischen Philologie und im Leben Ritschls vorgebracht habe. — Leider kann ich nicht verhehlen, dass mir die Zukunft des klassischen Jugendunterrichts oft in recht trübem Licht erscheint, besonders, was das Griechische anbetrifft, dessen Betrieb auf den Gymnasien vielleicht schon nach 100 Jahren antiquirt sein wird. Mögen jedoch die Völker es sich dreimal und viermal überlegen, ehe sie die alten Klassiker über Bord werfen! Mögen ferner die Regierungen nicht, um billige Popularität zu erhaschen, dem Geschrei mancher Vertreter der Tagespresse nachgeben, ohne sich jedoch darum begründeten Aussetzungen beim Betrieb der klassischen Studien zu verschliessen! Die Thatsache lässt sich nimmermehr läugnen, dass stets, wenn die Menschheit einen neuen Aufschwung nahm, wie im Westen Europas während des 15. und 16. Jahrh. oder in Deutschland im 18., auch das Studium der Alten wieder zu Ehren gelangte und sie immer am tiefsten stand, wenn die Alten in Dunkel oder Verachtung begraben waren. — Und selbst die Vertreter des krassesten Materialismus — können sie läugnen, dass in den Ländern, wo die Studien des Alterthums noch am meisten blühen, wie in Deutschland, England, der Schweiz, auch die materielle Wohlfahrt nicht am schlechtesten bestellt ist, also die allgemeine Intelligenz, auf der jene nothwendig beruht, dort mindestens ebenso hoch steht als bei den Völkern, die Griechisch ganz, Latein soweit irgend möglich verschwören? Nur der Unverstand kann meinen, dass man aus Übertragungen das Werthvolle und Eigenthümliche des klassischen Alterthums ebensowohl sich aneignen könne als aus den Urtexten. Dies gilt höchstens für den materiellen Inhalt. Sonst wird aber eine Uebersetzung, nach dem Ausspruch eines geistreichen Autors, das Original nur soweit wiedergeben, wie die Rückseite einer Stickerei die Vorderseite.

Horaz freilich treffen jene düstern Befürchtungen wenig. Des Lateins kann man schon aus praktischen Gründen in absehbarer Zeit nicht ganz entrathen. Und wer Latein versteht, kann auch nie an Horaz gleichgültig vorübergehen. Der verstorbene Hehn nannte einmal irgendwo die Menschen unglücklich, die kein Griechisch verständen. Das Gleiche darf man von denen sagen, die Horaz nicht im Urtext zu lesen verstehen. Er gehört der Weltlitteratur an, wie er auch von allen römischen Autoren der ist, der am tiefsten in die Geheimnisse des griechischen Geistes eingedrungen, am meisten, nämlich soweit es überhaupt einem Römer möglich war, sich des starren Römerthums entledigt, am nächsten, zumal in den Briefen, seinem vollendetsten Werke, der „*humanitas*“, d. h. dem Weltbürgerthum, gekommen.

Wie für den ganzen Lebensgang, war für meine Horazstudien entscheidend der Unterricht im Joachimsthal, vor allem das Beispiel Meinekes, der für den mit ihm an einem Tage geborenen Dichter, dessen Kritik er selbst in hervorragender Weise gefördert hat, stets die wahrste und wärmste Begeisterung hegte.

Bereits in der Unterprima, während des Sommers 1852, ward uns zeitweilig von Meineke an Stelle des erkrankten Passow der Horaz erklärt. Aus dieser Zeit ist mir unvergesslich geblieben die Behandlung der 4. Ode des IV. Buches: *qualem ministrum fulminis alitem.* — Meineke fand an dem gewöhnlichen Schulmeistern wenig Behagen. Deshalb waren meist seine Stunden nicht so anregend und fruchtreich, wie es sonst bei der hohen Begabung des Mannes zu erwarten stand. Damals aber hatte er seinen guten Tag, und hingerissen von den Schönheiten jenes Gedichtes, das nach ihm einen wahrhaft pindarischen Schwung zeigte, ohne jedoch die kritischen Schwierigkeiten zu verschweigen, fesselte er und entzückte uns alle. Besonders auf mich machte er einen tiefen Eindruck. Es erwachte damals jenes Interesse für Horaz, das mich nie wieder verlassen sollte. Auf der Schule gab ich demselben Ausdruck durch mehrere Über-

setzungen der Oden, eine Beschäftigung, die ich bis in späte Zeiten fortgesetzt, leider aber nie zum Abschluss gebracht habe. Auch begann ich schon früh, unterstützt von einem treuen Gedächtniss, die Werke des Dichters mir so anzueignen, dass, wenn dieselben verloren gingen, was freilich nicht mehr zu fürchten, ich sie mit den wichtigsten Varianten ziemlich treu wieder herzustellen mich getraute.

Bei dieser Gelegenheit will ich doch anmerken, dass ich ebenso wie Lachmann (vgl. kleine Schriften II, 84) „mit Meineke die kleine Entdeckung gemein habe," dass sämmtliche Oden des Horaz aus vierzeiligen Strophen (richtiger: Systemen) bestehen. Ich machte sie auf dem Gymnasium, ohne natürlich für die beiden scheinbar widersprechenden Ausnahmen III, 12 u. IV, 8 Rath zu wissen. Mancher wird freilich denken, es sei leicht eine solche Entdeckung zu machen, wenn man Meineke zum Lehrer gehabt. Allein Plagiate sind nicht meine Sache, und am wenigsten habe ich sie in der Metrik nöthig. Ich kann versichern, dass ich ganz selbständig, während ich mich eines Horaz in der Reklamschen Ausgabe des ehrlichen Georg Aenotheus Koch bediente (eins der sehr wenigen Bücher, das ich aus meiner Gymnasialzeit gerettet), jenes Gesetz gefunden habe.

Bei M. Haupt habe ich, soweit ich mich entsinne, keine Vorlesung über Horaz angenommen oder doch gehört (denn ich war ein sehr lässiger Collegienbesucher). Dagegen wurde er oft genug in dem lateinischen Seminar behandelt; und dort hatte ich Gelegenheit zu meinem grossen Vortheil vornehmlich Lachmanns Ansichten über Horaz, die hier, wie sonst, den wesentlichen Grundstock von Haupts Anschauungen bildeten, überhaupt Lachmanns ganze Methode kennen zu lernen, ebenso mit Bewunderung Bentleys erfüllt zu werden. Häufig war ferner natürlich die Rede von Peerlkamp. So handelte denn auch meine erste Arbeit bei Haupt *„de Perlcampii studiis Horatianis"*; die erste Entdeckung im Horaz betraf die Unechtheit von C. I, 12, 9—12; IV, 5, 25—28; an der ich noch heute unerschütterlich festhalte.

Auch in der „lateinischen Gesellschaft“ von M. Hertz wurde eifrig Horaz besprochen. Seine sehr vorsichtige, möglichst auf Bewahrung des Ueberlieferten gerichtete Kritik ist zum Theil Anlass gewesen, dass ich gleichfalls im Horaz thunlichst conservativen Grundsätzen huldigte. — Als einmal in jener Vereinigung bei Ermanglung andern Stoffes ein Mitglied über C. IV, 8 zu sprechen sich erbot, sagte ihm H., schärfer als sonst seine Art war: „ja, haben Sie aber auch die Schwierigkeiten dieses Gedichtes erwogen?“ eine sehr wahre Bemerkung; denn noch heut bin ich mit demselben nicht ganz im Reinen.

Nachdem ich kurz eine Darstellung meines philologischen Bildungsganges, im allgemeinen wie mit Rücksicht auf Horaz, gegeben, verzeichne ich eine Anzahl Details über mich, mit möglichster Berücksichtigung des Horaz.

Me libertino natum patre et in tenui re
Maiores pinnas nido extendisse loqueris.

Ich bin geboren zu Merseburg am 17./5. März d. J. 1836. Von Hause aus gehöre ich dem Mittelstand an, den Horaz sich später errang und mit richtigem Gefühl nie wieder verliess. Es ist für den Dichter wie für den Gelehrten gleich unbequem Patricier oder Plebejer zu sein. — Mein Vater war ein Arzt, meine Mutter die Tochter eines Lehrers. Mein Grossvater väterlicherseits war ein Gerbermeister in Erfurt. Vielleicht rührt daher meine Neigung, zuweilen gelehrte Felle zu gerben. — Bekannt ist, dass aus Thüringen und Sachsen viele Gelehrte stammen, die sich in der formalen Philologie einen Namen gemacht haben. — Mein Grossvater gehörte zu den angesehenen Bürgern der Stadt, wesshalb er 1813 unter den Geisseln war, welche die Franzosen, als Belagerung drohte, in die Festung abführten. Doch zersplitterte sich auf unbekannte Weise das Vermögen der Familie und bei seinem frühen Tode liess mein Vater Frau und Kinder (zwei Söhne und eine Tochter) in sehr precären Umständen zurück. So durchlebte ich eine schwere Jugend,

während Horaz das Glück hatte, sein Erbgut erst dann zu verlieren, als er selbst für sich sorgen konnte.

Einen Maecenas, der mir die Möglichkeit gewährt hätte, mich ganz meinen Studien zu widmen, habe ich nie gesucht noch gefunden. Doch muss ich es mit grossem Dank anerkennen, dass während des Gymnasiums und der Universität verschiedene edeldenkende Männer sich meiner werkthätig annahmen und mir über die schlimmen Zeiten, wo der Mensch nicht auf eigenen Füssen zu stehen vermag, nach Kräften forthalfen. — Ein Maecenas erwuchs mir allerdings in spätern Jahren; doch passt es sich nicht ihn hier zu rühmen; auch ist es schade (um mit Heine zu reden), dass ich ihn nicht küssen kann: denn ich selbst bin dieser Mann. Ich hätte vielleicht noch besser für mich sorgen können als geschehen. Indessen darf ich auch mit dem Erreichten leidlich zufrieden sein.

Corporis exigui;

kann ich nicht von mir sagen. Dagegen ist das *corpusculum,* das Augustus von Horaz bezeugt, während er selbst darüber zu schweigen gut fand, auch bei mir vorhanden, ohne jedoch bisher zur Herzverfettung geführt zu haben.

Praecanum;

passt leider auch; ebenso vermisse ich schmerzlich *nigros angusta fronte capillos.*

Hic oculis ego nigra meis collyria lippus
Illinere.

Lippus bin ich nie gewesen; doch hatte ich gleich nach der Geburt ein fatales Abenteuer in Gestalt einer heftigen Augenentzündung, die eine Zeit lang die Sehkraft ernstlich bedrohte. Damals hing das Geschick des Nonius an einem dünnen Faden. Indessen kam ich, wie man zu sagen pflegt, mit einem blauen Auge ab. Das rechte Auge ward nämlich so geschwächt, dass ich nie mit diesem Geschriebenes oder Gedrucktes zu lesen vermochte. Das linke ward kurzsichtig, hat aber sonst seine Aufgabe gut erfüllt. — Zum Theil hängt es damit zusammen, dass ich mich nie in körperlichen Uebungen auszeichnete, abgesehen, dass es mir früher als

Fussgänger, wenigstens auf ebener Erde, nicht viele gleichthaten. — Auch Horaz scheint nur mässige Erfolge auf demselben Gebiet errungen zu haben. Hoffentlich war er zu der Zeit, wo er mit Maecenas auf dem Marsfeld sich übte (S. II, 6, 49), minder korpulent als nachher. Sonst dürfte es ihm so gegangen sein, wie denen, die er Ep. II, 3, 379 fgdd. schildert.

Vestris amicum fontibus et choris
Non me Philippis versa acies retro,
Devota non extinxit arbos
Nec Sicula Palinurus unda.

Wie H. war auch ich in meiner Jugend *inbellis ac firmus parum,* weshalb mich die Kgl. Preussische Prüfungscommission s. Z. für unbrauchbar zum Kriegsdienst erklärte. Später hätte sie dies vielleicht nicht gethan. Die römischen Militärbehörden, die mit Brutus Horaz im Herbst 44 zu Athen besichtigten, scheinen minder streng verfahren zu sein. Er wurde eingereiht und brachte es sogar zum Obersten. Dabei hatte er Gelegenheit *saepe tempus in ultimum deduci* und endlich die Niederlage seiner Partei, an der er wohl schon früher verzweifelt war, mitzumachen. Seine Rettung schreibt er poetisch dem Merkur zu statt seinen flinken Füssen, zu deren Erleichterung er sogar den Schild wegwarf, auch hierin seinen Vorbildern in der Lyrik, Alcaeus, Archilochus und Anacreon, nachahmend. Grosse Dichter sind eben selten gute Soldaten. Dass er übrigens die Sache nicht zu tragisch nahm, zeigt der Ausdruck *parmula* (C. II, 7, 10), das einzige, nicht von veralteten Worten hergeleitete Deminutivum, das sich in den Oden findet.

Uebrigens kann man auch sein Leben einsetzen ohne Soldat zu sein. Ich habe in früheren Jahren oft, wenn mein Befinden recht schlecht war, so gearbeitet, als ob für mich die Bedingungen der körperlichen Wohlfahrt nicht existirten. — Die sonstigen Gefahren, denen H. glücklich entrann, rufen mir in's Gedächtniss zurück die fast wunderbare Errettung, die mir im Sommer 1873 bei dem bekannten Eisenbahnun-

glück in Thüringen, nahe bei Fröttstädt, zu Theil ward. Die linke Seite des Coupé, auf die ich mich eigentlich hatte setzen wollen, wurde bei der Entgleisung zusammengequetscht, während die rechte, wo ich mit einem alten Herrn Platz genommen hatte, völlig unversehrt blieb.

Bekannt ist und keiner Citate bedarf die Thatsache, dass Horaz dem Wein gern zusprach; und bin ich ihm in dieser Hinsicht nicht unähnlich; ja insoweit noch verdammenswerther, als ich auch Bier keineswegs verschmähe, welcher barbarische Trank dem Römer unbekannt war, auch wohl schwerlich seine Billigung gefunden hätte, während umgekehrt wir über die Art, wie die Alten den Wein zurecht machten, oft den Kopf schütteln. In St. Petersburg kamen dann noch die verschiedensten Schnäpse und Liqueure hinzu. Doch habe ich diesen aus Gesundheitsrücksichten wieder entsagt. Auch Bier trinke ich hauptsächlich nur, wenn ich in Deutschland weile, wo sich in den letzten Jahrzehnten zwar nicht alles, aber doch die Bierverhältnisse bedeutend gebessert haben.

Nicht sicher ist, obwohl nicht unwahrscheinlich, dass H., gleich dem Vater Ennius, an Gicht uud Zipperlein gelitten. Auch bei mir schienen sich vor zwei Jahren Spuren eines ähnlichen Übels einzustellen. Ich habe aber die *fidi medici* ausgelacht, die mir eine Kur anriethen, noch dazu in Assmannshausen, wo schon der ebendaselbst gedeihende „Assmannshäuser“ den Erfolg beeinträchtigen könnte, und durch vermehrte Bewegungen und Wanderungen dem drohenden Pod- und Chiragra bisher erfolgreich widerstanden.

Weit weniger als auf gute Getränke sah Horaz auf gutes Essen, wie es überhaupt bei bevorzugten Naturen zu geschehen pflegt, zugleich auch wohl, weil er die damalige Küchenweisheit, die auch jetzt noch in St. Petersburg und sonst viel Anhänger hat, mehr das Theuerste und Seltenste als das Wohlschmeckendste zu bevorzugen nicht billigte. Dass er jedoch keineswegs als Vegetarianer bloss von Oliven, Cichoreen und Malven lebte, wie er an bekannter Stelle

rühmt, für Hasen und Eber ebenso sehr als für Fische und Austern empfänglich war, zeigen genug Stellen seiner Gedichte. Auch hierin stimmen wir merkwürdig. Ich habe nie glauben können, dass Austern und Hummern von der Natur nur für Dummköpfe oder Schurken bestimmt wären, habe überhaupt immer lieber gut als schlecht gegessen, wenn ich es bezahlen konnte. Dass ich jedoch im eigentlichen Sinne des Worte Epicureer sei, ist eine abgeschmackte Verläumdung. Vielmehr habe ich stets den für den besten Mann gehalten, der verständig zu geniessen wie zu entbehren vermag.

Immerhin vermochte ich der *pauperies inmunda* ebenso wenig wie Horaz Geschmack abzugewinnen. Doch nicht mehr entschloss ich mich je die von Horaz so oft gegeisselte Verehrung des goldenen Kalbes mitzumachen, die heutzutage noch mehr als zur Zeit des Augustus blüht. Vielmehr war mein Wahlspruch, was der Dichter in den von Andern so oft citirten, von ihm selbst so oft variirten Zeilen ausspricht:

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Dagegen bin ich in einer andern, sehr wesentlichen, Angelegenheit Horaz Beispiel nicht gefolgt. Er blieb, wie die meisten Dichter seiner Zeit, Junggeselle, ich nicht. Und ich habe keinen Grund gehabt diese Abweichung zu bereuen.

Irasci celerem.

Hier bin ich von H. etwas verschieden, aber nicht zu meinem Vortheil. Freilich war auch ich, bevor *albescens capillus animos leniit,* oft zu schnell im Zürnen, ein andermal aber auch wieder zu langsam, indem ich bald Kleinigkeiten zu ernst nahm, bald umgekehrt. Dagegen gilt ebenso für den Herausgeber wie für den Autor der Schluss jener Zeile: *tamen ut placabilis essem.* Ich habe stets Irrthümern des Urtheils gern verziehen: nur gegen Niedertracht blieb ich unerbittlich.

Was meine politischen Gesinnungen betrifft, ist es mir ähnlich wie Horaz gegangen, indem ich nach mehrfachem Schwanken rechts und links endlich eine vermittelnde Anschauung gewonnen habe und die Staatsform für die beste halte, welche gleicherweise die *servitus* und die *licentia* ausschliesst. Obwohl die Wissenschaft bei jeder Regierung gedeihen kann, ich auch Ovids Grundsatz theile: '*bene qui latuit, bene vixit*', bin ich seit lange ein aufrichtiger Anhänger der Monarchie. Mir scheint sie, zumal für grosse Staaten, durchaus erforderlich. Die weitere Gestaltung und Aussbildung derselben wird bei den einzelnen Völkern nach Ursprung, Bildung und Entwicklung verschieden sein. Doch halte ich auch bei parlamentarischen Verfassungen ein starkes Herrscherthum wünschenswerth, als beste Schutzwehr gegen Irreführen und Ausbeuten des Volkes durch Cliquen und Coterien, wie es innerhalb jener nicht selten ist.

Horaz verdankt das cosmopolitische Element, das ihn so auszeichnet, ohne dass er darum seines Römerthums vergässe, neben dem Studium der Philosophie ohne Zweifel seinem Aufenthalt in Athen, wohin die lehrbegierige Jugend aus allen möglichen Ländern zusammenströmte, und den Zügen in Europa und Asien, die er *Bruto militiae duce* machte. Dabei lernte er Länder und Völker kennen. Führte mich mein Geschick auch nicht bis Smyrna und Colophon, so habe ich doch vieler Menschen Städte gesehen, ziemlich die Hälfte Europas bereist. Ausserdem habe ich fünf Jahr in Holland gelebt, seit mehr als zwanzig meinen Wohnsitz in Petersburg aufgeschlagen. Solche Wanderungen und Wandelungen schützen vor Chauvinismus. Zwar bin ich stets meines Vaterlandes eingedenk geblieben, obwohl ich mehr als mancher Andere verkommene Deutsche kennen lernte, habe seine Geschicke, die leider gegenwärtig *sollicitum taedium* erwecken, allzeit mit lebendigem Antheil verfolgt, bedürftige Landsleute unterstützt, endlich durch meine Arbeiten und Leistungen auch selbst ein bescheidenes Theil zu seiner Ehre beizufügen gesucht. Am allerwenigsten habe ich je

verläugnet, wie viel ich der deutschen Wissenschaft danke, bekenne vielmehr noch heute, dass ich abgesehen von Bentley am meisten gelernt habe von Wolf und Lachmann, aus den Prolegomena zu Homer und dem Commentar zu Lucrez. Allein jene widerwärtige Ueberhebung, die gegenwärtig manchen deutschen Gelehrten in dem festen Glauben erhält, die Deutschen hätten die Wissenschaft allein gepachtet, habe ich nie theilen können. Ich kenne überhaupt keine deutsche, russische, französische Wissenschaft, sondern nur eine allgemeine, ohne Unterschied der Personen und Nationalitäten. Man kann sogar sagen, dass manche Gebiete des Forschens und Erkennens wegen des Unwesens der Cliquen und Coterien in Deutschland zur Stunde weniger wissenschaftlich behandelt werden als in manchen andern Ländern.

Indem man jene Stimmung nicht würdigte, hat man mir mehrfach z. B. besondere Vorliebe für die Franzosen vorgeworfen, ja es als ein halbes Verbrechen gestempelt, dass ich irgendwo die Franzosen als das kriegerischste Volk der Neuzeit bezeichnet habe, obwohl ich ihnen mit Erwähnung dieser unbestreitbaren Thatsache durchaus kein Compliment machen wollte.

Richtig ist es, dass ich manche französische und sonstige nicht deutsche Arbeiten deshalb gelinder recensirt, weil manche Gebiete der Philologie, denen ich meine Thätigkeit mit Vorliebe gewidmet, Grammatik, Metrik, Kritik im engern Sinne, innerhalb der bezüglichen Länder bisher wenig bebaut oder auch, wie in Frankreich, erst nach langer Vernachlässigung wieder neu gepflegt wurden, eine Ermässigung der Ansprüche an die unter solchen Bedingungen erscheinenden Werke also nicht unbillig erschien.

Daneben habe ich allerdings für die Franzosen in soweit eine Vorliebe, als ich unter ihnen nicht selten ein feineres und tieferes Verständniss meiner Arbeiten, besonders der litterarhistorischen, antraf als bei meinen deutschen Landsleuten, sie auch in ihrer Polemik meist die jenem Volk eigene Kunst etwas unangenehmes mit Grazie zu sagen bethätigten.

Der einzige Franzose, der, soweit ich mich im Augenblick entsinne, sich unschicklich gegen mich benommen, ist — W. Fröhner, ein französirter Deutscher, dessen Annexion seine neuen Landsleute keineswegs für Elsass-Lothringen entschädigen dürfte. Solch plumpe Nichtigkeiten ferner, wie mein liebenswürdiger Stadtgenosse A. Nauck gegen meinen Phaedrus losgelassen, wird nie ein Franzose in den Mund nehmen.

Auf dem Gebiet des innern Lebens hat mir eifriges Studium dasselbe Ergebniss gebracht wie Horaz: jede ehrliche, aufrichtige religiöse, bez. philosophische Meinung zu achten. Deshalb ward mir auch die Belohnung, dass, obwohl ich seit Bonn es meist mit Studenten nichtprotestantischer Confession zu thun hatte, dies doch nirgend eine Störung des gegenseitigen Wohlwollens und Vertrauens hervorbrachte, welches die erste Bedingung eines gedeihlichen Verkehrs zwischen Lehrern und Lernenden ist.

Wie man weiss, war Horaz ziemlich schreibfaul. Seine gesammten Publicationen stehen einigermassen hinter dem Umfang von Schillers lyrischen Gedichten zurück. Dass in ihnen sogar noch einige Interpolationen stecken, will ich nicht hervorheben, da auch andererseits manche Lücken vorhanden sind. Doch seien wir Philologen dem Dichter dankbar, recht dankbar, dass er so wenig geschrieben hat. Schon so bildet die Litteratur seiner Werke eine Bibliothek, die nur der biblischen Litteratur nachsteht. Man denke, wenn er von Göthes Fruchtbarkeit gewesen wäre!

Leider darf ich mich nicht in gleicher Weise *animi raro et perpauca loquentis* rühmen. Was ich allmälig im Lauf der Jahre zusammengeschrieben, dürfte eine kleine Bibliothek (wenigstens nach antiken Begriffen) füllen. Doch kann ich dreierlei zu meiner Entschuldigung anführen. 1) In früheren Jahren *paupertas impulit audax*, manches zu schreiben, was auch ungedruckt bleiben konnte, wenn auch weniger Philologisches, das meist schlecht bezahlt wird, als Populäres in Zeitungen und Zeitschriften. 2) Seit meiner Berufung nach Russland hatte ich weit mehr freie Zeit zur Verfügung als

Professoıen an deutschen Universitäten zu haben pflegen. 3) Ich gelobe feierlich bei Sammlung meiner Opuscula mit grösstmöglichster Strenge zu verfahren.

Uebrigens muss ich an dieser Stelle meinen Chefs, Herrn Geheimerath Kedrow und Herrn Bischof Symon, öffentlich meinen verbindlichsten Dank aussprechen dafür, dass sie meine Neigung (oder soll ich sagen: Schwäche?) viel zu schriftstellern, stets wohlwollend unterstützten, indem sie mir, soweit es irgend ging, meine Lehrthätigkeit erleichterten.

Sunt quibus in satura videor nimis acer et ultra
Legem tendere opus; sine nervis altera quidquid
Composui pars esse putat.

Der letzte Vorwurf ist allerdings meinen Schriften erspart geblieben, desto weniger aber der erste. Doch wüsste ich darüber nichts weiter zu sagen als was ich sonst oft genug bemerkt habe. Ich habe niemals, wenigstens mit Bewusstsein, nach persönlichen Gründen Lob und Tadel vertheilt. Dass ich diesen oft schärfer gestaltete als sonst in meiner Natur lag, daran ist das philologische Cliquenwesen und Streberthum unserer Tage schuld, wie solches besonders von einzelnen Schülern Ritschls und in einer Berliner Coterie vertreten war. Immerhin scheint sich in neuester Zeit eine Wendung zum Bessern vorzubereiten, und darf ich vielleicht mir einigen Antheil an diesem Ergebniss zuschreiben. — Ich hege denn auch die Absicht jetzt, zumal ich *circa lustra* nicht bloss *decem*, sondern *undecim* bin, gelindere Saiten aufzuziehen, wie dazu bereits in der Ausgabe von Horaz' Satiren und Episteln ein vielbemerkter Anfang gemacht ist. Wen unter meinen Feinden dieser löbliche Vorsatz nicht entwaffnet, den wird wenigstens das Geständniss erfreuen, dass meine starke Polemik mir in materieller Hinsicht manchen Schaden gebracht hat.

Me Colchus et qui dissimulat metum
Marsae cohortis Dacus et ultimi
Noscent Geloni, me peritus
Discet Hiber Rhodanique potor.

Natürlich wäre es abgeschmackt, wollte ich mich nur entfernt mit der Celebrität eines Dichters vergleichen, der, wie sein grösster Kritiker, R. Bentley, sagt, *omnium veterum maxime vel merito suo vel genio quodam et placendi sorte in manibus hominum pectoribusque haeret.* Nächst der Bibel und dem Büchlein *de imitatione Christi* soll ja kein Schriftwerk mehr Ausgaben erfahren haben als die Gedichte des Horaz. — Indessen ist doch auch in dieser Hinsicht der Herausgeber seines Autors nicht ganz unwürdig. In viel mehr Sprachen als die 'Metrik der Griechen und Römer' sind Horaz Werke auch nicht übersetzt; und in einer Hinsicht übertreffe ich ihn sogar noch. Denn wenn er von den *Hyperborei campi* und *ultimi Geloni* nur vorahnend, im Hinblick auf eine unbestimmte Zukunft, spricht, so darf ich behaupten, dass meine Arbeiten schon bei meinen Lebzeiten bis nach Sibirien gelangt sind — glücklicherweise nicht auch ihr Verfasser.

Ueberhaupt kann ich mich rühmen, viel Anerkennung gefunden zu haben, in allen Ländern, wo philologische Studien betrieben werden. Und diese Anerkennung ist mir um so mehr werth, als auch mein ärgster Feind nicht behaupten wird, dass ich sie durch Cliquen und Coterien, Kriechen vor einflussreichen Personen, gegenseitige Lobesversicherungen und sonstige unsaubere Künste erworben habe. Der Grundsatz des Horaz *non ego ventosae plebis suffragia capto — non ego — grammaticas audire tribus et pulpita dignor* ist mir aus der Seele gesprochen. — Darum habe ich freilich auch anderseits soviel Undank, Zurücksetzung und Verkleinerung erfahren, wie selten ein Gelehrter. Wo ich jedoch sah, dass nicht Böswilligkeit und Tücke, sondern Mangel an Einsicht und Urtheil der Grund war, weshalb man mir nicht gerecht ward, habe ich nie eine Spur von Hass, nur aufrichtiges Mitleid mit den Irrenden verspürt.

Wie Horaz, hat man auch mir öfters zu grosses Selbstgefühl, zu vornehmes Herabsehen auf gewisse Gegner vor-

geworfen. Ich könnte vielleicht allenfalls, wie jener, von einer *superbia quaesita meritis* reden; doch ist es misslich über die eigenen Leistungen zu urtheilen. Hauptgrund jener Eigenschaft war vielmehr für uns beide, dass wir öfters auf so erbärmliche Widersacher trafen. Jeder kennt des Horaz *olentem Maevium*. Aehnlich fand ich z. B. in Bonn einen Biedermann, der, da ich schon als Privatdocent gelegentlich mehr Zuhörer hatte, wie er, ein Confusionsrath, als Ordinarius, nicht mit Unrecht vermeinte, dass ich ihm eine sehr bedenkliche Concurrenz machen könnte und deshalb durch verschiedene unsaubere Streiche meine Beförderung verhinderte. Und was soll ich von meinen Erlebnissen in St. Petersburg sagen? Ich habe in dem Schriftchen über A. Nauck's Phaedrusstudien beiläufig gezeigt, welchen Machinationen seitens einzelner meiner lieben Landsleute ich hierselbst ausgesetzt gewesen bin.

Was man von der Liebe gesagt hat, dass sie sich bei keinem Volke theils in so edler und reiner, theils in so niedriger und gemeiner Gestalt zeige als bei den Deutschen, das darf man auch von der Gelehrsamkeit behaupten.

Nichts kann wohl ehrwürdiger sein als jene deutschen Gelehrten von altem Schrot und Korn, wie sie freilich gegenwärtig, in unserem materiellen Zeitalter, nicht grade häufig, aber doch auch nicht ausgestorben sind, deren Streben lediglich der Förderung des Guten, Wahren und Schönen dient, die mit gleichem Freimuth gegen Hohe und Niedere auftreten, um alles übrige unbekümmert.

Solcherart war z. B. mein Lehrer A. Meineke. Auch M. Haupt würde hier zu nennen sein, wenn nicht seine krankhafte Nervosität, sowie die jedem Mass ferne Verehrung Lachmanns seinen Charakter geschädigt hätten. Diese Vergötterung hat, beiläufig gesagt, grade das Gegentheil von dem bewirkt, was Haupt wünschte. Er entfremdete sich dadurch die selbständigsten unter seinen Schülern und Zuhörern und verschuldete es, dass, zum grossen Schaden der klassischen Studien, die Lachmannische Richtung gegenwär-

tig an den Universitäten Deutschlands ganz ohne Vertretung ist.

Meineke blieb stets seinen oben geschilderten Grundsätzen treu. Er hatte deshalb auch, wie jede ehrliche und offene Natur, eine Menge Feinde, ohne sich dadurch im mindesten anfechten zu lassen. Für Männer wie Meineke gilt denn auch des Horaz allbekannter Spruch:

Iustum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium,
Non voltus instantis tyranni
Mente quatit solida —
Si fractus inlabatur orbis,
Inpavidum ferient ruinae.

Betrachten wir nun den deutschen Gelehrten von der entgegengesetzten Art. Auch diesen schildert Horaz, der tiefe Menschenkenner, gleichsam vorahnend, vortrefflich:

Vir bonus, omne forum quem spectat et omne tribunal,
'Iane pater' clare, clare cum dixit 'Apollo'

* * *

Labra movet, metuens audiri: 'pulchra Laverna,
Da mihi fallere, da sancto iustoque videri'.

Und kurz vorher:

Sed videt hunc omnis domus et vicinia tota
Introrsum turpem, speciosum pelle decora.

Scharfsichtig deutet der Dichter darauf hin, dass ein solcher Charakter stets zugleich ein Tartuffe sei. Denn die Heuchelei ist ja eben der Tribut, den das Laster der Tugend bringt, freilich blos, um dadurch die nur der Tugend gebührenden Vortheile zu erlangen. Für solche Leute gilt eben der Spruch Juvenals: *quis enim virtutem amplectitur ipsam, praemia si tollas?* Man sehe auch die Wiener Ausgabe des H.

Mit feiner Ironie bezeichnet H. den Delinquenten als *vir bonus*, wie wir ähnlich 'Biedermann' sagen. Sonst pflegten die Römer im Volksmund das Gegenstück des ächten *vir bonus* einen *homo non nauci* zu nennen oder, mit bekanntem Sprachgebrauch, *homo nauci*. Und so wollen wir, Kürze

halber, den deutschen Gelehrten von der schlechten Sorte tituliren.

Um überflüssige Vermuthungen hinsichtlich der Persönlichkeit des *homo nauci* abzuwehren, lasse ich bei der folgenden Schilderung unentschieden, ob und wie weit ich eigene oder fremde Erlebnisse beschreibe. Uebrigens wird jeder deutsche Gelehrte, der etwas über das Mittelmass emporragt, mindestens ein Exemplar ähnlicher Gattung kennen gelernt haben.

Das Eigenthümliche des *homo nauci* ist die gänzliche Abwesenheit von Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, obschon er diese Worte stets im Munde führt. Seine Specialität sind Lügen und Verläumden. Darin plätschert er so vergnügt und lustig, wie der Frosch in seiner Sumpflache. So weiss ich von jemand, der von seinen besten Freunden, denen er theilweise viel verdankte, so alberne und zugleich unwürdige Klatschereien erzählte, dass die einfachste Hökerin erröthen würde, dergleichen in den Mund zu nehmen. Man kann sich denken, was ein solcher Biedermann zu fingiren im Stande war, wenn es darauf ankam, einen unbequemen Rivalen zu ruiniren. — Richelieu sagte einmal, es genügten ihm drei Worte, um einen Menschen an den Galgen zu bringen. Der *homo nauci* pflegt zwar sonst kein Richelieu zu sein, allein in der Kunst des Verdrehens nimmt er es mit jedem Sterblichen auf.

Die wissenschaftliche Kritik des *homo nauci* hat sehr einfache Gesetze. Er lobt seine Freunde, ferner Alle, die ihm Vortheil bringen können, gelegentlich auch ihm Gleichgültige. Er tadelt seine Feinde; als Feinde aber gelten ihm vor Allem solche, von denen eine Verdunklung seines werthen Ich zu fürchten ist. Trifft also eine solche Persönlichkeit mit einem Gelehrten zusammen, der eine grössere Kraft des Schaffens hat, der ferner einheitliche, systematische Werke hervorzubringen vermag, während der *homo nauci* meist in kleinfügiger Detailarbeit aufgeht, so wird sie nicht, wie der ächte *vir bonus*, dadurch zu grösserer Anstrengung,

zu höherem Streben angeregt (denn solch edler und der Wissenschaft förderlicher Wettstreit ist mühevoll und der Ausgang ungewiss), sondern sie setzt alle die unsauberen Mittel und Mittelchen in Bewegung, die Lessing in den antiquarischen Briefen mit vollendeter Meisterschaft geschildert hat.

Zunächst werden Bundesgenossen gesucht, und sie sind nicht schwer zu finden. Zumal in grossen Städten, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, trifft man genug Leute, denen ein Gelehrter blos desshalb unbequem ist, weil er bedeutenden Ruf und durch Verdienst bedingtes Selbstgefühl, Abneigung vor allen Cliquen und Coterien, überhaupt vor allen schlechten Kunstgriffen hat. Einzelne, stets gern rührige junge Streber werden geködert durch Aussicht auf Protection, dieser oder jener ältere Lügenbold, dessen Eitelkeit seiner Querköpfigkeit gleicht, durch das Versprechen ihn, so schwer es sei, zu einem berühmten Mann zu machen, auf dass sie Blasphemien herum tragen. Noch werden einige bei den verschiedensten Anlässen nicht gebührend gewürdigte Weiblichkeiten zu Hülfe gerufen — und wer in Gelehrtenkreisen bekannt ist, weiss, was gerade dies besagen will. Gehört nun gar der *homo nauci* einer geschlossenen Körperschaft an, so kann ein ausserhalb stehender Gelehrter der beste Mensch der Welt sein: gegen einen solchen Feind ist er wehrlos. Denn wenn er die Mitglieder derselben vielleicht einmal im Monat sieht, so sieht der *homo nauci* sie täglich; gelingt es ihm, 10 Verläumdungen als solche zu erweisen, so hat der *homo nauci* gleich 100 neue bei der Hand. Sein Thun und Lassen wird in gleicher Weise verdächtigt. Publicirt er ein umfängliches Werk, so heisst es, er schreibe nur für's Geld; lässt er eine Zeit wenig oder nichts drucken, so heisst es, er habe die Studien an den Nagel gehängt. — Der Betreffende gilt als ein Muster von Pflichttreue; seine Studenten wissen nur Eins an ihm auszusetzen, dass er nämlich so selten die Vorlesungen ausfallen lässt. Der *homo nauci* verbreitet, er vernachlässige sein Amt. — Ein Gelehrter, der seit

Jahrzehnten in seiner Wissenschaft als Autorität gilt, gibt ein Werk von weit über 50 Bogen heraus, an dem er viele Jahre gearbeitet. Er behandelt darin eins der schwierigsten Probleme seiner Wissenschaft. Alle Mitbewerber sind zurückgetreten, weil sie ihn allein der Arbeit gewachsen glaubten. Die Kritik erklärt das Werk für eine Riesenleistung, wenn es auch natürlich bei einer so umfänglichen Aufgabe unmöglich ist, alle Wünsche zu befriedigen. Was thut der *homo nauci?* Loben darf er ja nicht. Die Verlogenheit, mit der er in seinen Kreisen den Autor stets für einen unbedeutenden Gelehrten erklärte, würde so durch ihn selbst in beschämendster Weise zu Tage kommen. Eben so wenig kann man von einer solchen Persönlichkeit Anerkennung erwarten für die Opfer an Zeit, Kraft und Geld, die der Autor lediglich im Interesse der Wissenschaft gebracht hat. Dem *homo nauci* ist die Wissenschaft nur „eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt“. Dass sie einem Andern die hohe, himmlische Göttin sein könnte, von der er keinen Lohn erwartet als jenes beglückende Gefühl, welches das ehrliche Suchen und gelegentliche Finden der Wahrheit bietet, ist ihm unverständlich. Der *homo nauci* ist jedoch zugleich meist, abgesehen von seinem engsten Studienkreis, bornirt. Statt den Aerger über das Erscheinen eines solchen, leider nicht von ihm verfassten Werkes zu verschlucken, fällt er womöglich, wie Don Quixote über Windmühlenflügel, über irgend eine frühere, vielleicht vor Jahr und Tag erschienene Arbeit des Verhassten her und machte sich zum Gespötte.

Wie ich bereits in einer andern Schrift gelegentlich bemerkt habe, zeigt sich der *homo nauci* nicht selten von seiner schlimmsten Seite im Ausland. Auch ist dies aus verschiedenen Gründen nicht zu verwundern.

Woher kommt es nun, dass gerade der deutsche Gelehrte von der schlechten Sorte häufig, wie ein berühmter englischer Philologe sagt, ausnehmend schlecht ist? Warum genügt ihm nicht der Grad von Schlechtigkeit, den man oft genug auch bei Gelehrten anderer Nationen antrifft? Der

Grund dafür liegt in der unter so vielen Deutschen, natürlich nicht unter allen, verbreiteten Kleinlichkeit der Gesinnung und Anschauung, die leider so manche treffliche Eigenschaften des deutschen Charakters übel entstellt. Diesen Fehler habe nicht ich zuerst entdeckt; eine Menge der besten Söhne Deutschlands haben ihn bis auf diese Stunde ihren Landsleuten vorgehalten. Bevor derselbe gründlich beseitigt ist, werden die Deutschen nie das grosse Volk werden, das bereits zu sein ihnen chauvinistische Schönredner vorspiegeln. Das Uebel ist jedenfalls herzuleiten von dem Unwesen der Jahrhunderte langen Vielherrschaft und Vielstaaterei. Die Regierungen fanden ihren Vortheil dabei, bei der Unbedeutendheit aller Verhältnisse, der Abwesenheit jedes höheren Strebens, den Sinn ihrer Unterthanen auf Kleinlichkeiten zu richten, diese selbst fanden darin einen Trost oder doch eine Erklärung für die Erbärmlichkeit der Zustände. Nun hat jener Sinn für Kleinlichkeit besonders oft auf die Gelehrten influirt. Denn durch das Grübeln und Spintisiren, durch die Zusammenhäufung und Durchsuchung minutiösen Details, wie dergleichen die gelehrte Forschung nothwendig mit sich bringt, wird schon die Verlockung zu kleinlicher Gesinnung nahe gelegt, so dass ihr nur einigermassen starke Charaktere zu trotzen im Stande sind. Ist nun ein deutscher Gelehrter kleinlich, aber nicht bösartig, so entsteht jene Pedanterie und Kleinigkeitskrämerei, die so oft in Lustspielen und Witzblättern verspottet ist; verbindet er aber mit Kleinlichkeit der Gesinnung Niedrigkeit, so entpuppt sich — der *homo nauci.* — Das Streberthum, das Unwesen der Cliquen und Coterien, wie es die letzten dreissig Jahre in Deutschland gebracht haben, erklärt sich danach auf ebenso leichte als unerfreuliche Weise.

Jene Kleinlichkeit zeigt sich ferner nicht bloss darin, dass wohl kein Volk soviel Undank, Missachtung und Nörgelei gegenüber bedeutenden Landsleuten gezeigt hat als das deutsche, sondern sogar in der Art, wie dasselbe in den seltenen Fällen entsprechender oder gar übertriebener Dank-

barkeit seinen Gefühlen Ausdruck gab. Man betrachte z. B. die Götheforschung! — So wird man sich denn selbst bei meinen bescheidenen Verdiensten nicht wundern können, dass ich öfters *homines nauci* im Leben erproben und gelegentlich züchtigen musste. Doch vermochten sie niemals mir die gute Laune zu verderben. Wie Horaz, verlieh auch mir eine gütige Fee die zur Glückseligkeit, soweit sie die menschliche Natur zulässt, unentbehrliche Gabe *malignum spernere vulgus.*

Denn so wenig es mir beikommt, mich als vollkommenen Menschen darzustellen — Kleinlichkeit hat mir stets fern gelegen, sowohl im Betrieb der Wissenschaft als in der Anschauung vom Leben, sovielen erbärmlichen Persönlichkeiten ich auch begegnet bin, als endlich — nicht zu vergessen — in Geldsachen. Deshalb stimmte die „breitangelegte Natur" („schirokaja natura") der Russen in vieler Hinsicht sehr zu meinem Charakter. In der That wiegt sie ein halbes Dutzend Mängel bei denselben auf, wie der vorhin geschilderte Fehler ebensoviele Vorzüge bei den Deutschen.

Doch wenden wir uns jetzt vom *„homo nauci"* zu erfreulichern Erscheinungen! Ich schliesse dieses Schriftchen mit einer kurzen Darstellung meiner Thätigkeit in Russland.

Kurz bevor mir im Oktober d. J. 1870 zu Gotha, wo ich zufällig arbeitete, der Direktor des i. J. 1867 zur Bildung tüchtiger Gymnasiallehrer, vornehmlich für die klassischen Sprachen, gegründeten Historischphilologischen Institutes zu St. Petersburg, Hr. Steinmann, die Stelle eines Professors der lateinischen Sprache und römischen Litteratur anbot, die ich noch einnehme, hatte ich von dem damaligen Cultusminister in Preussen, Hrn. v. Mühler, ein Schreiben erhalten, das mir demnächst eine Professur in Aussicht stellte. Steinmann verschwieg mir nicht, dass sich die Verhältnisse für Deutsche Gelehrte in Petersburg ungünstiger gestaltet hätten, meinte aber, dass die Russen, wenn sie auch die Deutschen nicht liebten, gegen treue Pflichterfüllung nicht unempfänglich wären und dass ich in der neuen Stellung, ohne mein Amt irgendwie zu vernachlässigen, mehr

Zeit zum Arbeiten haben würde als an einer deutschen Universität. Und damit hatte dieser vortreffliche, bald in den besten Jahren aus dem Leben geschiedene Mann vollkommen Recht. Theils weil ich im Grossen stets dieselben Vorlesungen in bestimmter Reihenfolge hielt, theils weil der oft übermässig breit gesponnene gelehrte Apparat, wie ihn die Professoren in Deutschland ihren Vorträgen beizugeben pflegen, hier garnicht am Platze wäre, nahm mir meine Lehrthätigkeit weit weniger Zeit fort als in Bonn, wo ich (1867—70) als Privatdocent wirkte. Was ich schon in Deutschland für die erste Pflicht des philologischen Gelehrten gehalten hatte, tüchtige Gymnasiallehrer zu bilden, war hier noch mehr am Platze. Darum kam es weit mehr darauf an, den Studenten eine möglichst grosse Menge sicherer, von niemand beanstandeter wissenschaftlicher Resultate einzuprägen als sie selbst zur Lösung wissenschaftlicher Probleme heranzubilden. Ueberall suchte ich gründliche Kenntniss zu fördern, Halbwisserei, ebenso wie Frühreife und Vielgeschäftigkeit abzuwehren und besonders auch der Jugend klar zu machen, was leider in Russland eben so oft als in Deutschland vergessen wird, dass, soviel jemand auch weiss, er stets noch viel mehr nicht weiss. Für einzelne, durch Eifer und Begabung sich auszeichnende Studenten wurden dann, wie es in Russland der Fall ist, freigebigst die Mittel gewährt, sich in der Heimath oder im Auslande weiter auszubilden. Meine Vorträge waren also und sind derart, dass sie, ohne die Forderungen der Wissenschaft bei Seite zu stellen, doch hauptsächlich den praktischen Bedürfnissen Rechnung trugen; und sprach mir Steinmann noch kurz vor seinem Tode lebhafte Anerkennung für diese Methode aus. Das bei vielen deutschen Professoren beliebte Verfahren, die Vorlesungen mit einer Unzahl von Citaten zu belasten, die von den Studenten doch nur in den seltensten Fällen nachgesehen wurden, war mir schon früher zuwider gewesen. Hier verbot es sich schon deshalb, weil viele Bücher, die in Deutschland leicht zu beschaffen, in Petersburg, trotz des Reichthums einzelner

Bibliotheken, für die Studenten schwer oder garnicht zugänglich sind.

Die Sprache meiner Vorträge und des Verkehrs mit den Studirenden in den Lektionen war stets lateinisch. Vermochte ich so auch nicht Ciceronen zu bilden, so bewirkte dies Verfahren doch, dass, gefördert noch durch das dem Russen eigene Talent für Sprachen, die Jugend in den römischen Autoren sich viel schneller heimisch fühlte als sonst der Fall gewesen wäre. Dagegen habe ich es seit lange für zweckmässig befunden, die den Studenten zur Erklärung vorgelegten Autoren zunächst in's Russische übertragen zu lassen, weil nur so, nicht durch Paraphrasen in einer fremden Sprache, die Sicherheit vollsten Verständnisses zu erzielen ist. Alles übrige ward lateinisch verhandelt, und wurden die nicht seltenen Versuche Einzelner in die Muttersprache zu verfallen stets mit einem unerbittlichen „ne ponimaju porusky" („ich verstehe kein russisch") zurückgewiesen, obwohl ich ganz gut Russisch verstehe.

Ich darf mich rühmen, bis zur Stunde, wo ich dies schrieb, mehrfach ehrenvolle Anerkennungen meiner Thätigkeit von dem K. Russischen Ministerium der Volksaufklärung empfangen zu haben, die ich mit ehrerbietigem Dank und freudiger Genugthuung entgegengenommen. Aus diesen sei es mir gestattet hervorzuheben das Lob, das mir i. J. 1880 der damalige Leiter der Unterrichtsangelegenheiten, Graf Dmitry Tolstoï, als er sein Amt verliess, öffentlich spendete. Es galt dies nicht bloss meiner amtlichen Thätigkeit; denn ich that nicht mehr meine Schuldigkeit als alle meine Collegen; auch nicht meiner Gelehrsamkeit und meinem Namen in der Gelehrtenwelt (obwohl beides dem Grafen bekannt war); denn man kann ein bedeutender Gelehrter und doch ein schlechter Lehrer sein. Vielmehr verdankte ich wohl hauptsächlich jenes Zeugniss dem Umstande, dass ich früh erkannt hatte, wie dem gedeihlichen Betrieb der klassischen Studien in Russland vornehmlich der Mangel an brauchbaren Hülfsbüchern für Lehrende und Lernende im Wege stünde,

und diesem Uebelstand nach Kräften abzuhelfen bemüht war. So entstand die erste griechisch-römische Metrik in russischer Sprache, ebenso die Biographie des Horaz; später publicirte ich einen russischen Comentar zu Oden und Epoden (zuerst in Auswahl, bei der zweiten Auflage wurden sämmtliche Dichtungen aufgenommen). Alle diese, auch in deutscher Sprache erschienenen, Werke, ferner die lateinisch verfassten Summarien der römischen Metrik, Orthographie und Prosodie fanden lebhaften Beifall. Zumal die Metrik der Griechen und Römer hat theils im Urtext, theils in Uebersetzungen überall dahin den Weg gefunden, wo die klassischen Studien gepflegt werden.

Dies war, wie ich glaube, der Grund, weshalb mich der Graf Tolstoï, dieser, wie auch seine Gegner stets anerkannten, Russland aufrichtig ergebene Mann, bei der erwähnten Gelegenheit so auszeichnete. Er wusste, dass ich ein warmes Herz für Russland hätte und auch ausserhalb des Amtes, zu dem ich berufen war, keine Gelegenheit versäumte, mich dort nützlich zu machen.

Und dies haben auch meine russischen Collegen und Schüler anerkannt, und sich mit wenigen, gewöhnlich durch einzelne unwürdige Deutsche veranlassten Ausnahmen stets rücksichtsvoll und loyal gegen mich benommen. Mehr verlangte ich nicht und konnte nicht mehr verlangen.

Im J. 1873 ward ich Professor der römischen Litteratur und griechischen Sprache an der Römisch-katholischen Akademie. Daneben hatte ich, wie es hier so geht, gelegentlich noch andere Aemter inne, war auch ein oder das andere mal Mitglied von Comités in Angelegenheiten des Unterrichts.

Nach dem Gesagten darf ich vielleicht mit einigem Recht auf mich anwenden, was Horaz in einem Gemeinplatz, doch nicht ohne Hinblick auf sich, ausspricht:

Non agimur tumidis velis aquilone secundo,
Non tamen adversis aetatem ducimus austris,
Viribus, ingenio, specie, virtute, loco, re
Extremi primorum, extremis usque priores.

Ich schrieb dies im Alter von beinahe 56 Jahren. Nur wenig mehr Lebenszeit ward überhaupt Horaz beschieden. Ich spüre keine Abnahme meiner Kräfte. Doch schliesst das Petersburger Klima unliebsame Ueberraschungen nicht aus. Viele Stellen in H.'s Werken lehren, dass er den Spruch eines späten Römers billigte: *summum nec metuas diem nec optes.* Auch mir ist er aus der Seele geredet. Gleichwohl mag ich nicht mit Mimnermus bitten: *ἑξηκονταέτη μοῖρα κίχοι θανάτου.* Denn während Horaz aus dem Leben schied, nachdem er alle Geisteswerke, für welche ihn die Natur befähigte, zum schönsten Abschluss gebracht hatte (es ist beinahe sicher, dass er keine Zeile mehr gedichtet haben würde, auch wenn er viele Jahre länger gelebt hätte), habe ich noch viel Pläne vor mir: die zweite Ausgabe des Werkes *de re metrica,* die Bearbeitung der Fragmente römischer Poesie, die Sammlung meiner kleinen Schriften. Wenn ich gar an die Geschichte der römischen Poesie und das Corpus poetarum Latinorum denke, die gleichfalls in meiner Absicht liegen, so möchte ich beinah die Emendation acceptiren, die Solon des Mimnermus Vers zu Theil werden liess: *ὀγδωκονταέτη μοῖρα κίχοι θανάτου.* Indessen seh' ich dem Geschick mit Gleichmuth entgegen:

Duc, o parens celsique dominator poli!

Was nützt es auch *aeternis minorem consiliis animum* zu quälen?

Ducunt volentem fata, nolentem trahunt.

Nicht den Tod wird der Verständige fürchten, sondern nur jenes Vegetiren, dem die Mehrzahl der Menschen, *somno atque ventri dediti,* während des ganzen Lebens, viele begabte und regsame Naturen wenigstens nach dem sechzigsten Lebensjahre anheimfallen. Willig aber werde ich, wie bisher, den Forderungen der Wissenschaft, des Amtes und des Lebens zu genügen suchen, so lange mir der gegenwärtige Zustand des Körpers und Geistes anhält — *mens sana in corpore sano.*

Möge mir also die Vorsehung jene Freudigkeit des Wirkens und Schaffens erhalten, die sie mir in guten und bösen Tagen verliehen hat, und damit die Ruhe des Gemüthes, die stets dem Bewusstsein redlich erfüllter Pflicht zum Lohn wird. Möge sie zugleich die Abneigung gegen alle Niedrigkeit, Gemeinheit und damit gegen jeden *homo nauci*, jeden Verläumder, nach dem Spruch eines alten Griechen das garstigste unter den wilden Thieren, in mir immerdar wachhalten.

Schliesslich kann ich alle meine Wünsche mit Veränderung eines Wortes zusammenfassen in dem Gebet, das Horaz an Apollo richtete, als der Tempel dieses Gottes auf dem Palatin eingeweiht wurde:

Frui paratis et valido mihi,
Latoe, dones ac precor integra
Cum mente, nec turpem senectam
Degere nec c r i t i c a carentem!

Ist doch Apollo ebenso Beschützer der Gelehrten wie der Dichter. Sein Sohn Aesculap war ja die einzige Gottheit, welche nach den Worten des Ausonius die Wissenschaft dem Olymp gespendet hat.

Ich füge als Anhang ein Verzeichniss der von mir in Buchform veröffentlichten Schriften hinzu, wobei ich einiges minder belangreiche auslasse. Eine vollständigere Zusammenstellung meiner Arbeiten, wobei auch möglichst auf die zahlreichen, an den verschiedensten Stellen zerstreuten Journalartikel Rücksicht genommen werden soll, verspare ich mir für andere Zeiten. — Eröffnet habe ich meine philologische Schriftstellerei 1856 durch die Abhandlung „de Ovidii Amorum libris“ im XI. Bande des Philologus.

Meine Doctordissertation war der Einleitung des Werkes „de re metrica“ entnommen. Sie erschien unter dem Titel „de scholicis observantiis poetarum veterum“ Berlin 1861.

I. Ueber den Auszug aus der Ilias des s. g. Pindarus Thebanus. Berlin 1857. 46. *)

II. Luciani Muelleri de re metrica poetarum latinorum praeter Plautum et Terentium libri septem. Accedunt eiusdem auctoris opuscula. Lipsiae 1861. 490. An Stelle der längst vergriffenen ersten Ausgabe wird gegenwärtig eine zweite vorbereitet.

III. P. Ovidii Nasonis carmina amatoria. L. Mueller recognovit. Berolini 1861. 213.

IV. Phaedri fabulae Aesopiae. Recognovit et praefatus est L. Mueller. Lipsiae 1868. XIV. 66. **)

V. Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden. Mit einem Anhang: Ueber die lateinische Versification der Niederländer. Leipzig 1869. VIII. 249.

VI. Horatii carmina. Recognovit et praefatus est L. Mueller. Lipsiae 1869. Zweite Ausgabe 1879. LXXVIII. 295. Dritte verkürzte 1885. Daneben erschien 1874 eine elegante Ausgabe, wie die von Ovids erotischen Dichtungen, in Duodez. 362.

VII. Catulli, Tibulli, Propertii carmina. Accedunt Laevii, Calvi, Cinnae, aliorum reliquiae et Priapea. Lipsiae 1870. LXXXII. 134. XXXI. 64. LI. 138.

VIII. Claudii Rutilii Namatiani de reditu suo libri II. Accedunt Hadriani, Flori, Apuleii, Anniani, Sereni aliorumque saec. a. u. c. X poetarum reliquiae. Lipsiae 1870. XII. 61.

IX. C. Lucili saturarum reliquiae. Em. et adn. L. Mueller. Lipsiae 1872. XLVI. 374. Dazu vgl. Luciliana. Berlin 1884. 24.

---

*) Die aufgezählten Schriften sind fast sämmtlich in kleinem oder grossem Oktav gedruckt. Weitaus die meisten derselben erschienen bei den Firmen B. G. Teubner (Leipzig), S. Calvary (Berlin), C. Ricker (St. Petersburg u. Giessen), F. Tempsky (Wien).

**) Die in der Bibliotheca Teubneriana erschienenen Stereotypausgaben sind später mehrfach neu abgezogen worden, gelegentlich mit einzelnen Nachbesserungen meinerseits.

X. De Phaedri et Aviani fabulis libellus. Lipsiae 1875. 34.

XI. Leben und Werke des Gaius Lucilius. Leipzig 1876. VIII. 43.

XII. Phaedri fabularum Aesopiarum libri quinque. Emendavit, adnotavit supplevit L. Mueller. Lipsiae 1877. XL. 120. Vgl. dazu: Ueber A. Naucks Phaedrusstudien. Berlin 1890. 16.

XIII. Publilii Optatiani Porfyrii carmina. Rec. et praef. est L. Mueller. Lipsiae 1877. XLIV. 76.

XIV. Friedrich Ritschl. Eine wissenschaftliche Biographie. Berlin 1877. 2. Ausgabe mit dem Supplement: Gedanken über das Studium der klassischen Philologie. 1878. XVIII. 165.

XV. Rei metricae poetarum latinorum praeter Plautum et Terentium summarium. Petropoli 1878. IV. 82.

XVI. Orthographiae et prosodiae latinae summarium. Petropoli 1878. 67.

XVII. Metrik der Griechen und Römer. Leipzig 1880. 2. Ausg. 1885. XII. 86. Dasselbe Werk habe ich i. J. 1880 auch in russischer Sprache veröffentlicht. Eine französische, italienische, holländische Uebertragung sind erschienen. Eine englische wird von einem Gelehrten in Nordamerika vorbereitet.

XVIII. Quintus Horatius Flaccus. Eine litterarhistorische Biographie. Leipzig 1880. X. 144. Erschien auch in abgekürzter Form russisch. Im J. 1889 hat ein italienischer Gelehrter das Werk in seine Muttersprache übertragen.

XIX. Oden und Epoden des Horaz. Mit Anmerkungen von L. Mueller. Giessen 1882. XVI. 228. Vorher ward veröffentlicht eine russische Bearbeitung, die 1889 hierselbst in 2. Ausgabe erschienen ist. Dieselbe wurde i. J. 1890 mit der s. g. Peterprämie begabt. — Eine Uebersetzung wird gegenwärtig von einem italienischen Gelehrten vorbereitet.

XX. Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römischen Poesie. St. Petersburg 1884. IX. 313.

XXI. Quinti Enni carminum reliquiae. Accedunt Cn. Naevi Belli poenici quae supersunt. Petropoli 1884. XLVIII. 295. Vgl.: Ueber meine Ausgabe des Ennius. St. Petersburg 1887. 19.

XXII. Livi Andronici et Cn. Naevi fabularum reliquiae. Em. et adn. L. Mueller. Berolini 1885. 72.

XXIII. Der saturnische Vers und seine Denkmäler. Leipzig 1885. VIII. 176.

XXIV. Noni Marcelli compendiosa doctrina. Em. et adn. L. Mueller. Lipsiae 1888. Zwei Bände. XVI. 699. X. 428.

XXV. De Pacuvii fabulis disputatio. Berolini 1889. 50.

XXVI. De Accii fabulis disputatio. Berolini 1890. 68.

XXVII. De Horatii epistularum II, 1, 50—62 disputatio. Berolini 1890. 16.

XXVIII. Die Entstehung der römischen Kunstdichtung. Hamburg 1890. 43.

XXIX. Ueber die Volksdichtung der Römer. Hamburg 1891. 28.

XXX. Q. Horati Flacci sermonum et epistularum libri. Mit deutschem Commentar. I. Wien 1891. XXXII. 278. Der zweite, die Briefe umfassende, Theil befindet sich im Druck.

G. Neuenhahns Universitäts-Buchdruckerei in Jena.

 G. Neuenhahn Universitätsbuchdruckerei Jena. 